

daß man auch ein glücklicher Mensch werden kann, wenn man im Beruf nicht mehr wird als ein anderer, daß man sagt, daß man dort, wo Menschen aufeinander angewiesen sind, seine Pflicht erfüllen muß und daß die Erfüllung dieser Pflicht auch das Selbstwertgefühl erzeugt und daß der Mensch vor allem eines anstrebt: Selbstachtung, und daß diese Selbstachtung nicht vom Staat eingebracht werden kann. Ein Staat, vor allem ein totalitärer Staat, kann gewisse Spielräume zur Gewinnung der Selbstachtung schaffen. Aber das war jeweils eine große Katastrophe.

HK: Muß in diesem Zusammenhang nicht auch ein eigenartiges Phänomen zu denken geben? Es gibt, Sie haben es schon einmal angesprochen, ein feststellbar starkes Verlangen nach Geborgenheit, ja Zärtlichkeit. Man hat aber den Eindruck, daß dies mehr in der großen Öffentlichkeit angefordert als privat empfangen und gegeben wird. Ist hier die emotionale Balance zwischen öffentlichen und privaten Lebensräumen noch in Ordnung?

Rommel: Das ist sicher ein echtes Problem, und dafür gibt es auch Gründe. In der Schule hat man allzusehr allein quantitative Maßstäbe angelegt und die Qualität vernachlässigt. Ich will nicht das Schlagwort von der Lebensqualität verwenden, das meines Wissens schon Adolf Hitler verwendet hat, als er 1935 mehr Qualität des Lebens in den Gemeinden forderte. In den Schulen hat man zu sehr Leistungen quantifiziert und dabei zweifellos einen hohen Standard erreicht. Doch wird das Gemeinschaftsgefühl als Leben in einer Gruppe, das Vertrauen in den anderen Menschen, das etwas sehr Wichtiges ist, in der Schule viel zuwenig gepflegt. Manche haben sich darum bemüht, aber die Zeit ist einfach dagegen gestanden. Man redet zwar viel von Notständen, so viel, daß, wenn wirklich einmal ein Notstand kommt, man völlig hilflos sein wird, aber darüber, wie eine Schule aussehen soll, die Kinder dazu bringt, daß sie einander helfen, davon wird höchstens in Festreden gesprochen.

HK: Ist das eigentlich Aufgabe der Schule, oder wird da nicht vielmehr der Schule abverlangt, was Elternhäuser

und Familien teilweise nicht leisten wollen, teilweise nicht leisten können, weil sie durch vielerlei Ansprüche überfordert sind?

Rommel: Das will ich gerne einräumen. Natürlich liegt auch ein erhöhter Erwartungshorizont vor. Wir waren als Kinder meistens auch nicht glücklich. In den Älteren hat, wenn sie sich zurückerinnern, nur ein Mechanismus gewirkt, der sie alles Unangenehme vergessen läßt. Was übrigens eine sehr nützliche Eigenschaft ist für die Menschen und gar nicht eine so schädliche, wie Psychologen behaupten. Aber ganz wichtig ist für junge Leute das Erlebnis von Gemeinschaft; deswegen gibt es ja auch diesen Trend zu Wohngemeinschaften, wo man unter Gleichgesinnten zusammensein kann und Langeweile, wie man meint, nicht stattfindet. Junge Menschen brauchen Gruppenerlebnisse, an denen sie sich aufrichten können. Warum würden sonst Menschen so gerne von ihrer Militärszeit reden, auch solche, die gar nicht gerne Soldat waren, wenn es nicht das Gruppenerlebnis gewesen wäre. Man lernt den anderen wirklich kennen, man kann sich viel mehr auf ihn einlassen. Auf diese Weise läßt sich das Leben dann auch ertragen.

HK: Verbindet sich damit aber nicht zugleich ein stark privatistischer Grundzug, und zwar weit über die eigentliche Protestszene hinaus bei den vielen alternativen Bewegungen? Man möchte, dieser Eindruck drängt sich jedenfalls auf, das gesellschaftliche Leben mehr oder weniger nach privaten Mustern gestalten und verliert größere Zusammenhänge aus dem Blick.

Rommel: Das ist auch ein Stück Suche nach neuen Zielen. Früher hat man eben den Fortschritt darin gesehen, daß man die Gesellschaft und den Staat und die sozialen Verhältnisse verbessert hat. Man sagte, wenn jeder mehr Lohn, eine bessere soziale Versorgung erhält und die öffentliche Hand mehr Mittel für den sozialen Wohnungsbau zur Verfügung stellt, dann werde die Gesellschaft menschlicher. Aber das wird eben gerade in Frage gestellt. Man sucht über die materiellen hinaus wieder mehr nach inneren Werten. Und das hat mit Sicherheit auch sein Gutes.

Dokumentation

„Richtige Grundentscheidungen für das Leben“

Hirtenwort der Bischöfe der DDR zur Bußzeit 1981

Der diesjährige Fastenhirtenbrief der Bischöfe der DDR hat auch in der Presse der Bundesrepublik ein breites Echo gefunden. Er beschäftigt sich mit der grundsätzlichen Position der Christen unter den Voraussetzungen einer kommuni-

stisch beherrschten Gesellschaft und müht sich vor allem um die Möglichkeit und die Schwierigkeiten der Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation. Der Fastenhirtenbrief hat folgenden Wortlaut.

Liebe Brüder und Schwestern!

Wenn wir Bischöfe uns in einem gemeinsamen Hirtenwort an Euch wenden, möchten wir Euch helfen, richtige Grundentscheidungen für Euer Leben zu finden. Denn für Euch, „für die Menschen“, sind wir als Bischöfe „bestellt“. Eure Sorgen sind auch unsere Sorgen. Aber in einem Hirtenbrief können wir nicht auf alle Probleme eingehen, die Euch bedrängen. Darum wollen wir uns auf drei brennende Fragen beschränken:

- Haben wir als Christen noch eine Chance in unserem Land?
- Was wird aus dem christlichen Glauben unserer Kinder und Jugendlichen?
- Finden wir in unserer Diasporakirche die Gemeinschaft, die wir brauchen?

I. Haben wir als Christen noch eine Chance in unserem Land?

Immer wieder wird in den Medien und Schulungen gesagt, daß wir auf dem Weg zum Kommunismus sind. Bis dahin wird Religion sich zwangsläufig abgebaut haben. Sie wird keinen Lebensraum mehr haben. Begleitet wird diese atheistische Prognose von einem praktischen Materialismus. Geld, Arbeit, Wohlstand sind zwar schon schwankende Götzen, aber sie beherrschen weiterhin das Leben. Hat christlicher Glaube in diesem geistigen Klima noch eine Chance? Ist der Christ in einem solchen gesellschaftlichen Gefüge nicht an den Rand gedrängt? Wie finden wir heute und hier den Mut, Christ zu sein, und den Mut zur Hoffnung auf Zukunft?

Liebe Brüder und Schwestern, eine Antwort auf diese Frage kann nur aus der Mitte unseres Glaubens kommen, aus der Zusage des Herrn: „Ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt!“

Wir sind eine kleine Herde, eine Minderheit in der Diaspora, aber ihr Reichtum ist es, daß trotz ihrer Unvollkommenheit Christus in ihrer Mitte lebt. Deshalb ist unsere Diasporakirche eine Keimzelle der Hoffnung und des Heiles. Diaspora kann aber auch eine Gefährdung des Glaubens sein und manchem Christen zum Verhängnis werden. Nach dem Willen Gottes ist Diaspora jedoch eine Chance des Glaubens. Das griechische Wort „Diaspora“ enthält als Stamm das Wort „spora“ und heißt „Aussaat“. Der Wortsinn von Diaspora ist: über das ganze Ackerland ausgestreute Saat. Gott traut uns Diasporachristen zu, ausgestreute Saat zu sein, die in sich die Kraft birgt, reiche Frucht zu bringen. Er streut uns aus als Samenkörner seiner Menschenfreundlichkeit und Liebe. Durch uns ist Gott da in dieser atheistischen Gesellschaft, die ihn nicht will. Durch uns macht sich Gott zum Nachbarn des Atheisten.

Freilich, was Gott uns zutraut, erfahren wir auch als Last und Kreuz, als Ausgeliefertsein und Ohnmacht. Doch wie der Herr sich am Kreuz stellvertretend für die Menschen hingab und in seiner Auferstehung Befreiung für

alle erwirkte, so haben auch wir Christen in der Nachfolge des Gekreuzigten die Vollmacht zur Stellvertretung. Wir sind dazu berufen, stellvertretend für die Menschen in unserem Land, die nein zu Gott sagen, Sühne, Fürbitte und Dank vor Gott zu bringen. Wir können ihnen nicht Licht auf dem Weg zu Gott sein.

Haben wir Christen noch eine Chance in unserem Land? Als Christen haben wir immer und überall eine Chance, wenn wir uns auf den Weg Christi einlassen. Er ist bei uns, lebt in unserer Mitte und ist durch uns hier gegenwärtig. Darum haben wir nicht nur eine Chance, darum sind wir Christen eine Chance für unser Land. Das müssen wir zuerst begreifen! Wir alle, Brüder und Schwestern, sind als Chance für die Menschen bestellt, weil wir die Macht empfangen haben, als Kinder Gottes zu wirken. Mögen andere ihre Chancen berechnen nach der Macht, die ihnen zur Verfügung steht. Unsere Chance ist die Macht der Kinder Gottes. Das hat der Heilige Vater gerade uns Diasporachristen ans Herz gelegt, als er in Osnabrück sagte: „Die Bewährung eures Glaubens – das ist eure Chance!“

II. Was wird aus dem christlichen Glauben unserer Kinder und Jugendlichen?

Besorgt fragen uns christliche Eltern: „Was nützt es, wenn Glaubens- und Gewissensfreiheit in der Verfassung garantiert und durch Gesetzeskraft rechtlich gesichert sind, unsere Kinder aber trotzdem schutzlos der Zugluft atheistischer Erziehung ausgesetzt bleiben? Ist die Zielsetzung der neuen Schulordnung vom 29. 11. 1979 nicht die kommunistische Erziehung der Jugend? Bleibt bei dem Erziehungsmonopol des Staates noch Raum für unser Elternrecht?“

Liebe Brüder und Schwestern! Die Kirche hat im Konzil den Eltern erneut die Pflicht und das erste Recht zur Erziehung ihrer Kinder vor Augen gestellt. Eltern dürfen ihr Erst-Erziehungsrecht nicht aus der Hand geben, und keiner darf es ihnen aus der Hand nehmen. Auch der Staat muß bei seinen Erziehungszielen den Willen der Eltern beachten.

Diese Lehre steht im Einklang mit der Charta der Vereinten Nationen, der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und der Schlußakte von Helsinki. Alle diese Erklärungen haben in der DDR Rechtskraft. Entspricht es dem Erziehungsrecht christlicher Eltern und der von diesen Dokumenten geforderten Toleranz gegenüber Andersdenkenden, wenn christliche Kinder in der Schule belehrt werden: der Glaube an Gott sei überholter, primitiver Aberglaube und wissenschaftlich widerlegt? Entspricht es dem Elternrecht und der verfassungsmäßig garantierten Freiheit der Religionsausübung, wenn christliche Kinder, deren ethische Lebensnorm die Liebe ist, zum Haß erzogen werden? Wir können als Christen niemals ja sagen zum Haß. Gott ist keines Men-

schen Gegner. Er erwartet auch von uns, den Kindern Gottes, daß wir selbst die Menschen lieben, die uns feindlich gesinnt sind. Haß schafft Feindschaft, und Erziehung zum Haß zerstört den Friedenswillen und den Frieden selbst.

Noch schwerwiegender greift in das Recht der freien Religionsausübung ein die von tausend katholischen Eltern und Kindern leidvoll erfahrene Praxis in der Frage der Jugendweihe. Immer wieder wird erklärt, die Teilnahme an der Jugendweihe ist freiwillig. Nehmen aber die Eltern und Kinder diese Freiwilligkeit in Anspruch, sind sie seitens der Schule, der Betriebe, in denen die Eltern arbeiten, und seitens der gesellschaftlichen Institutionen einem solchen moralischen Druck ausgesetzt, daß von Freiwilligkeit nicht mehr die Rede sein kann. Atheistische Eltern und ihre atheistisch erzogenen Kinder haben ihr selbstverständliches Recht, sich durch das feierliche Gelöbnis der Jugendweihe zu einer atheistischen Lebensführung zu verpflichten. Aber Christen, die mit Gott leben wollen, können nicht gleichzeitig ein feierliches Jawort sagen zu der unbestritten atheistischen Zielsetzung der Jugendweihe. Dies darf man Christen nicht zumuten! Es ist ein Unrecht, sie durch moralischen Druck dazu zwingen zu wollen. Ganz gleich, von wem dieser moralische Druck ausgeht, er verstößt gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit, auf die jeder Bürger der DDR, ob Atheist oder Christ, gemäß der Verfassung ein Recht hat.

Liebe katholische Eltern und Jugendliche! Wir kennen die Gewissensnöte, die vielen von Euch bei der Vorbereitung zur Jugendweihe aufgelastet werden. Wir wollen sie mit Euch tragen und Euch auch durch dieses Hirtenwort helfen. Doch abnehmen können wir Euch die eigene Gewissensentscheidung nicht. Das kann keiner. Allen aber, die sich in der Frage der Jugendweihe entsprechend den Grundsätzen des katholischen Glaubens entscheiden, sagen wir Bischöfe unseren Dank. Wir danken ihnen im Namen der Kirche und im Namen der Menschen, denen sie durch ihr Beispiel helfen. Wir wissen auch um die Not derer, die ihre Kinder an der Jugendweihe teilnehmen ließen. Wir bitten sie, durch ein treues Leben im Glauben ihr Nachgeben wiedergutzumachen. Gott will durch uns Christen gegenwärtig sein in diesem Land. Darum wollen und müssen wir uns auch zu ihm bekennen, ja nach einem Wort des Papstes: „müssen wir den Mut haben, uns von unserer Umgebung – wenn es nötig ist – zu unterscheiden“. Wenn wir uns vor den Menschen zu Christus bekennen, wird auch Christus uns vor dem Vater im Himmel bekennen. Habt den Mut, ganze Christen zu sein! Laßt Euch nicht irremachen. Die Bewährung Eures Glaubens – das ist Eure und Eurer Kinder Chance.

III. Keiner kann Christ sein für sich allein

Nur als Glied der Kirche bin ich Christ. Christ ist, wer mit Christus lebt – mit Christus, der in dieser Kirche ge-

genwärtig ist. Darum brauchen wir die Gemeinschaft der Kirche. Aber gibt uns die Gemeinschaft der Kirche das, was wir brauchen? Ist unsere Diaspora-Kirche, unsere Pfarrgemeinde so, daß sie uns Brüderlichkeit und Glaubensstärkung erfahren läßt? Spürt man in ihr das Wirken des Geistes Christi, oder ist sie erstarrte Gemeinschaft? Ist sie eine klein und eng gewordene Getto-Kirche, an der wir leiden, oder ist sie die Kirche, die wir lieben und in der zu leben uns Freude ist?

Liebe Brüder und Schwestern! Die Kirche ist Gemeinschaft der Erwählten Gottes und zugleich auch die Kirche der Sünder. Wir alle versagen immer wieder, und so gibt es auch das Allzumenschliche und das Ungenügen in der Kirche. Darum gilt auch das alte Wort: *Ecclesia semper reformanda* – die Kirche bedarf ständiger Erneuerung. Das geht uns alle an! Denn wir, Brüder und Schwestern, wir sind die Kirche. Wir sind füreinander und miteinander verantwortlich, daß in der Kirche hier und heute, daß in ihrer Gemeinschaft das liebenswerte Antlitz Christi erkennbar wird. Dafür hat Christus sein Leben hingegeben – sagt das Johannes-Evangelium – um alle zerstreuten Kinder Gottes zur Einheit zu sammeln. Der Herr streut uns nicht nur aus. Er ist es auch, der uns zusammenführt zu einer neuen Gemeinschaft. Er macht uns nicht zu einer Gesellschaft des Wohlstandes, wie die Welt sie sucht, sondern zu einer Gemeinschaft des Lebens, des Friedens, der Gerechtigkeit und brüderlichen Liebe. Nach einer solchen Gesellschaft hungern heute die Menschen.

In der Diaspora dieser Welt versammeln wir Christen uns gemäß dem Auftrag des Herrn immer wieder zur gemeinsamen Feier der Eucharistie. Das Kreuz der Diaspora, das Aushalten als Christ auf einsamem Posten, erfahren wir Tag für Tag. Der christliche Sonntag aber schenkt uns gleichsam die Auferstehung aus dieser Kreuzsituation in der eucharistischen Gemeinschaft mit dem Herrn. Hier hören wir die Worte seiner guten Botschaft, Worte, die wir im Alltag nicht hören, Worte, die von der Würde und dem Recht des Menschen sprechen. Mit Christus treten wir vor den Vater als stellvertretende Fürbitter. Wir geben uns mit dem gekreuzigten Erlöser hin als Opfergabe für das Leid der Menschen, ihre Not und die Erfüllung ihres Hungers nach Gerechtigkeit und Frieden. Zum Versöhnungs- und Friedensgruß begraben wir den kleinlichen Ärger und engherzigen Streit, der uns trennte, im großzügigen Frieden Christi. Im heiligen Mahl verteilt sich Christus an uns als Brot des Lebens und eint alle, die davon essen, zur Bruderschaft der Liebe, zu dem „gott-menschlichen Wir“ seiner Kirche.

Wenn wir im Leben tun, was wir in der Eucharistie feiern, finden wir mit Sicherheit auch in unserer Diaspora-Kirche die Gemeinschaft, die wir brauchen: das Zusammenkommen, die brüderliche Verbundenheit, das Füreinandereinstehen, die Befreiung von Schuld, die Freude am Glauben, die Bereitschaft zum Dienst, das Suchen des anderen, den Mut zum Zeugnis und die Kraft zum Opfer, ohne das kein Leben gelingt.

Nutzen wir die Wochen der österlichen Bußzeit, um uns aus dem Geist der Eucharistiefeyer zu erneuern. Sie ist und bleibt die Quelle des Lebens der Kirche und der Strom lebendigen Wassers für die Welt.

Liebe Brüder und Schwestern: Die Zusage des Herrn „Ich bin bei Euch“ ist unsere Chance heute nicht weniger als gestern und morgen.

– Vertraut Eure Sorgen – den christlichen Glauben unserer Kinder – Christus an. Seine Liebe und das Beispiel Eurer Glaubensfreude vermögen mehr als alle Um-
erziehungsversuche von Menschen.

– Ihr seid Kirche. Was Ihr in der Eucharistie mit Christus vollzieht, das lebt auch in Eurer Gemeinde! Den Gläubigen auf dem Domplatz in Fulda sagte der Hl. Vater: „Viele meinen, die Geschichte des Christentums neige sich ihrem Ende zu. Ich sage euch: Diese Geschichte des Christentums soll jetzt neu beginnen, und zwar durch euch.“

In dieser Zuversicht grüßen Euch mit österlichen Segenswünschen die Bischöfe der Berliner Bischofskonferenz.

Können Christen die marxistische Gesellschaftsanalyse übernehmen?

Ein Brief von Jesuitengeneral Pedro Arrupe

Vor einigen Wochen wurde der Öffentlichkeit ein vom 8. Dezember 1980 datiertes Schreiben des Generaloberen der Gesellschaft Jesu, Pedro Arrupe, zum Problem des christlichen Umgangs mit der marxistischen Gesellschaftsanalyse zugänglich gemacht. Das an die Jesuitenprovinziale von Lateinamerika gerichtete Schreiben war in Konsultationen mit zahlreichen Marxismus-Experten des Ordens vorbereitet worden. Wir dokumentieren den vollständigen Text des beachtenswerten Briefes, der sich einerseits klar gegen eine Übernahme der marxistischen Gesellschaftsanalyse als ganzer ausspricht, andererseits jedoch um eine differenzierte Problemanalyse bemüht ist, in der von der Deutschen Assistenz der Jesuiten zur Verfügung gestellten Übersetzung. Zwischentitel und Hervorhebungen sind von der Redaktion.

1. Letztes Jahr haben Sie meine Hilfe erbeten für eine intensivere Aussprache über das Problem einer „marxistischen Gesellschaftsanalyse“, wozu die Bischöfe von Lateinamerika gerade einige wichtige Richtlinien veröffentlicht haben (Puebla-Dokument, nn. 544–545). Dieses Schreiben, das auf eine breite Umfrage zurückgeht, will Ihrem Wunsch nachkommen. Eine Kopie dieses Schreibens sende ich auch an die anderen Provinziale in der Gesellschaft, da ich glaube, daß es für einige von ihnen ebenfalls hilfreich sein kann.

2. Ich werde nicht das ganze Problem des Verhältnisses zwischen Marxismus und Christentum erörtern. Ein solches Thema wäre zu umfassend und ist zudem schon in vielen Dokumenten entfaltet worden, sowohl vom Heiligen Stuhl als auch von verschiedenen Bischofskonferenzen. Die Frage, die ich behandeln werde, ist spezifischer und begrenzter: Kann ein Christ, kann ein Jesuit die marxistische Gesellschaftsanalyse für sich übernehmen, sofern er sich nur von der marxistischen Philosophie oder Ideologie oder auch von der marxistischen Praxis, zumindest in ihrer Gesamtheit betrachtet, distanziert?

3. Zunächst ist bei dieser Frage festzustellen, daß unter „marxistischer Gesellschaftsanalyse“ nicht jeder das Gleiche versteht. Es ist daher notwendig, den Inhalt dieses

Ausdrucks genau zu erklären, wo immer er verwendet wird. Zudem gibt es soziologische und selbst philosophische Aspekte dieses Problems, die außerhalb meiner Kompetenz als Generaloberer liegen. Aber angesichts der Art und Weise, wie diese Frage heute gewöhnlich aufgeworfen wird, zögere ich dennoch nicht, einige Richtlinien und Direktiven vorzulegen, die für eine gute Leitung der Gesellschaft Jesu als einer apostolischen Gemeinschaft benötigt werden.

Es geht nicht nur um eine Methode

4. Ich bin mir dabei wohl bewußt, daß einige von Ihnen sich nicht so recht verstanden fühlen, wenn man fragt: „Kann ein Christ die marxistische Gesellschaftsanalyse für sich übernehmen?“ So habe ich das jedenfalls oft in Ihren Provinzen gehört. Doch gibt es einige Jesuiten, weniger in Lateinamerika, mehr in einigen europäischen Ländern, die mitten unter überzeugten Marxisten mit manchmal einer langen marxistischen Tradition leben. So sind z.B. einige Arbeiterpriester davon überzeugt, daß sie um der Inkulturation und Solidarität willen mit ihren Arbeitskollegen in einer Reihe von Gesichtspunkten übereinstimmen müssen. Lediglich aus einer solchen Situation heraus nehmen sie dann eine Unterscheidung der Geister vor, der sie überdies große Bedeutung beimessen. Sie stellen fest, daß zwischen dem theoretischen Marxismus und dem tatsächlichen Verhalten bzw. den Haltungen der marxistischen Arbeiter oft ein riesiger Unterschied besteht. So warnen sie uns davor, auf die intellektuellen Aspekte zu viel Gewicht zu legen. Diese Beobachtungen sind sehr hilfreich. Wir müssen uns jedoch darüber klar sein, daß selbst für eine mehr intuitive Weise der Unterscheidung der Geister die Probleme sich noch einmal auf einer Ebene der Reflexion stellen, auf der ich mit meiner Erörterung einsetzen möchte. Deshalb gelten die hier gegebenen Richtlinien *auch im Fall der Arbeiterpriester.*